

Hermann Mensing

POP LIFE

Pop life
Everybody needs a thrill
Pop life
We all got a space 2 fill
Pop life
Everybody can't be on top
But life it ain't real funky
Unless it's got that pop
Dig it ...

Prince & The Revolution 1985

© LUFTSCHACHT – Wien 2009
www.luftschacht.com

Umschlaggestaltung & Layout: Jürgen Lagger
Umschlaggrafik: Jürgen Lagger
unter Verwendung von Fotografien von Gabriela Koch,
www.citronenrot.at

Satz: Florian Anrather
Druck und Herstellung: CPI Moravia Books s.r.o.

Die Wahl der angewendeten Rechtschreibung
obliegt dem/der jeweiligen AutorIn

ISBN: 978-3-902373-43-4

I

Hans trug einen mit schwarzen Rauten gemusterten, taubenblauen Yukata (ein Kimono für Männer), eine geflickte Jeans und ein blaues T-Shirt. Sein Haar war blond und fast schulterlang. Als die Türen des Jumbos sich öffneten, trat er hinaus, atmete tief durch, stieg die hohe Treppe hinunter aufs Rollfeld und ging auf das Abfertigungsgebäude zu.

Über drei Türen hingen große Schilder: A, B und C.

Als er sich näherte, wurde er aus der Reihe der Passagiere gewunken und verschwand flankiert von zwei Beamten im Abfertigungsraum C.

Crisis, dachte er.

Manchmal träumte er sogar schon Englisch.

Man verhörte ihn. „Vorrink?“ fragte jemand. „Is that your name? Hans Vorrink?“

Hans nickte.

Man war nicht unfreundlich, aber er spürte, dass man ihn schlimmer Dinge verdächtigte: Kommunismus, Rauschgift, Zweifel an der Großartigkeit Amerikas, so etwas. Da er sich schuldlos fühlte, fiel es ihm leicht, die Fragen der Beamten zu beantworten.

Manche waren dumm, andere ein wenig peinlich, etwa die, die man ihm schon bei der ersten Einreise gestellt hatte, hatten Sie je eine Geschlechtskrankheit?

Nein, bis auf die, die Deborah, eine Jüdin aus Queens, mir vor acht Wochen angehängt hat, aber das sagte er nicht, erstens, weil er schon wieder gesund war, zweitens, weil ihm klar war, dass die Beamten nur ihre Pflicht taten und den Vorurteilen aufsaßen, die man ihnen eingetrichtert hatte. Seine Papiere waren in Ordnung, in seinem Gepäck fand sich nichts, was dort nicht hätte sein dürfen, und so wurde er eingelassen ins Paradies.

Zumindest hatte er diesen Ort unter Paradies abgespeichert. Kindheitserinnerungen waren das, denn er war ja zum ersten Mal hier, und die Erinnerungen hatten mit Bildern aus Illustrierten zu tun.

Halbnackte Mädchen, die Hula Hula tanzen, Ananas und Kokosnüsse, die einem vor die Füße fallen und wenn man nicht aufpasst, sogar auf den Kopf, was tödlich sein kann.

Zwölf Stunden vorher hätte er nicht damit gerechnet, diesen Ort so bald zu sehen, aber dann hatten sich die Ereignisse überschlagen.

Sein Charterflug war überbucht, man hatte ihn auf einen Linienflug umbucht, die Wartezeit wurde durch ein sein schmales Budget entlastendes, reichhaltiges, von der Fluggesellschaft bezahltes Abendessen überbrückt, und dann saß er auch schon in einem Jumbo und war in der Luft, beängstigend hoch über nichts als Wasser, Wasser und noch einmal Wasser.

Als er während des aufsteigenden Morgens tief unten einmal ein Schiff sah, wurde ihm so schwindlig, dass er erst wieder hinausschaute, als der Jumbo zur Landung auf der Insel einschwebte. Er

sah karge, weite Flächen, und ein steiles, felsiges Ufer.

Die erste Nacht verbrachte er auf dem Balkon des Hotelzimmers eines jungen amerikanischen Paares, Kifumi und Pete, die er im Flugzeug kennengelernt hatte.

Das Aggregat der Air-Condition, unter dem er seinen Schlafsack ausrollte, brummte laut, aber Hans war betrunken, es störte ihn nicht.

Die beiden hatten ihn eingeladen und mit sündhaft teuren Cocktails gefüllt, vielleicht hatten sie Mitleid mit ihm gehabt oder ihr Reichtum war ihnen peinlich, jedenfalls waren da Cocktails mit frischer Ananas, Cocktails mit frischer Kokosnussmilch, grüne, blaue und violette, Cocktails im Paradies, einer nach dem anderen, bis Hans nur noch lächeln konnte.

Als er am Morgen erwachte, war sein Schlafsack klatschnass. Das Aggregat hatte große Mengen Wasser verloren. Er packte seine Sachen und machte sich auf den Weg zum Waikiki Beach. Das erste, was er sah, als er dort ankam, war ein großer grüner Rucksack mit Schweizerflagge.

2

Paul war mit Eseln aufgewachsen. Paul kannte Palmen und schönes Wetter. Paul hatte seinen Vater vor vier Jahren verloren, und wenn man seine Hände anschaute, sah man, dass er damit arbeitete.

Das wäre wahrscheinlich immer so weiter gegangen, hätte es nicht selbst in seinem Dorf hoch überm Luganer See überraschend für alle eine Zeitenwende gegeben.

Wie sie sich ankündigte, wer als erster so tat, als beuge er sich in diesem neuen, revolutionären Wirrwarr wie ein Fisch im Wasser, war nicht mehr auszumachen, wenngleich das Dorf klein war und jeder jeden kannte.

Aber irgendeiner musste ja angefangen haben, wahrscheinlich war einer mit dem Mofa oder dem Auto vorbei an Paradiso in die kleine Großstadt hinunter gefahren, die niemand sonst Großstadt nennen würde, höchstens Paradies für verschrobene Millionäre und Steuerbetrüger, die hier in schicken Wohnungen einsaßen und sich bedienen ließen.

Ja, irgendeiner musste hinuntergefahren sein und dort gehört haben, dass die Zeiten jetzt andere waren, und mit dieser Nachricht hatte er sich zurück auf den Weg in das Bergdorf gemacht, das oft in den Wolken schlummerte und nur wenig davon profitierte, dass Hermann Hesse nicht weit davon gelebt und geschrieben hatte, dieser seltsame Kauz aus dem Schwäbischen, der plötzlich ein Held der

neuen Bewegung geworden war, ein Held, der junge Menschen in den kommenden Jahren scharenweise nach Asien pilgern ließ, in der Hoffnung, dort heilende Wege zur Erlösung beschreiten zu können.

Paul wollte nicht nach Asien.

Er beschloss, seine Tante in San Francisco zu besuchen. Er hatte eine ganze Reihe Tanten und Onkel zur Auswahl. Die Brunthalers waren ein unternehmungslustiger Haufen, es gab Verwandte in Australien, vor allem den einen, den Onkel Hermann, dem ein legendärer Ruf nachging, einer, der in großer Einsamkeit irgendwo in den Outbacks dieses riesigen Kontinentes eine Bar betrieb, was immer das auch für eine Bar sein mochte, der Getränke einfliegen ließ mit wackeligen Doppeldeckern, die auf einer staubigen Piste direkt hinterm Haus landeten, so eine Bar war das angeblich, aber dorthin zog es Paul nicht.

Er hatte auch eine Tante in Neuseeland, die mit einem Schafzüchter verheiratet war, aber auch dorthin wollte Paul nicht. Er wollte nach San Francisco. Er wollte nach Haight Ashbury, er wollte raus aus dem wolkigen Kuckucksnest hoch überm See, das erst später, viel später zu einer Goldgrube für ihn werden sollte, eine Goldgrube, von der jetzt noch niemand etwas ahnte.

Als er San Francisco erreichte, war er so erschrocken über all die Langhaarigen, Schwulen, Lesben, Chinesen und wer sonst dort lebte, dass er beschloss, er brauche zunächst einmal Urlaub, ganz normalen Urlaub, Urlaub an einem Strand mit Sonne,

und da wusste seine Tante etwas: Sie schenkte ihm ein Ticket für die Insel.

So kam es, dass er an diesem Tag in Waikiki saß und sich fragte, was er hier eigentlich sollte, mit den mehr oder weniger dicken Honeymoonern ringsum, die in der Sonne brieten wie Spanferkel und sich langsam betranken.

Als er aufblickte, sah er jemanden den Boardwalk herunterkommen. Jemand, der überhaupt nicht hierher passte, das heißt, blond wie er, passte er schon irgendwie zu den Surfern, die überall herumlungerten, aber das waren Partysurfer, der richtige Surf fand nicht an Waikiki statt, der lag weiter die Kalakaua Avenue westlich, eine halbe Stunde von hier. Paul reckte sich, um genauer sehen zu können und dachte, was ist das für ein Bekloppter.

3

Der Vorteil des Alleinreisenden ist nicht die Einsamkeit. Einsamkeit mag niemand. Aber der Alleinreisende ist nicht einsam. Er ist nur Herr über die Umstände, die zwischen Einsamkeit und Gesellschaft, zwischen heute und morgen, zwischen Langeweile und Ausgelassenheit liegen, deshalb reiste Steven McFarlain allein.

Das war ein Grund.

Ein anderer war, dass ihm ein abgebrochenes Architekturstudium im Nacken saß. Ein Professor, der ihn für begabt hielt und Großes aus ihm machen wollte, aber Steven wollte nicht, dass man Großes aus ihm macht.

Steven wollte selbst Großes machen, und da er nicht wusste, wie man so etwas hinkriegt, hatte er beschlossen, England zu verlassen.

Während alle Welt glaubte, England habe die Tore zum Himmel aufgestoßen, weil ein paar Langhaarige sich plötzlich für Gitarrenmusik erwärmt hatten und damit berühmt wurden, wusste Steven es besser.

Im Gegensatz zu der schreienden, staunenden Welt lebte er dort, er wusste, dass hinter den Fassaden der Brick Lanes überall rotgesichtige, biertrinkende Männer wohnten, die nicht verstanden, dass sie den zweiten Weltkrieg zwar gewonnen hatten, aber schlechter dran waren als diese verdammten Krauts, denen es, wie man hörte, so gut ging, dass sogar die

Beatles von ihnen schwärmten und überall rumerzählten, *what a fucking great place* Hamburg wäre.

Und so fand er sich eines Abends in New York, ohne Plan, ohne Hotel, und eigentlich auch ohne ausreichende Mittel, länger als vierzehn Tage überleben zu können.

Drei Tage später hatte er einen Job auf Long Island, in Westhampton Beach. Er trug eine weiße Mütze und wendete Fried Eggs, Sunny Side Up, Sunny Side Over, briet Fritten und Burger.

Er fand ein kleines Zimmer im Giebel eines Hauses, zu dem eine wacklige Außentreppe führte. Eigentlich war das gar kein Zimmer, eigentlich war das nur ein halbwegs ausgebauter Dachboden, aber das war ihm egal.

Es gab in dieser Stadt zunehmend reiche Leute, es gab jede Menge Freaks, jedenfalls solche, die wie Freaks aussahen und sich wie welche benahmen, es gab jenseits der Dune Road Strandparties, und nach einer Woche kam es Steven schon so vor, er hätte eigentlich gar nicht aus England weggehen brauchen, hier sprachen auch alle Englisch, manche sogar englischer als er, der aus Newcastle kam und wegen seines Akzentes auffiel.

Und als er dann nach drei Wochen Linda kennenlernte und glaubte, so ein Mädchen habe er vorher noch nie gekannt, hätte jemand, der Steven kannte, geglaubt, hier käme er nie wieder fort. Denn Steven war eine treue Seele, ein bisschen einfach, aber bestimmt nicht dumm, nein, er war das Gegenteil von dumm, er hatte einen klaren Blick für das, was zu tun war, eine deutliche Vorstellung von

der Art und Weise, wie man es tat, aber nicht den blassesten Schimmer, wieso er es jetzt schon tun sollte, wo er doch noch so jung war und die Welt so groß.

So einer war Steven, und Linda, die er an jenem Abend mit auf seinen ausgebauten Dachboden nahm, hatte das wohl gespürt und beschlossen, diesen Engländer auf alle Tage an sich zu binden. Zumindest jedoch für die nächste Zeit.

Möglich, dass sie das alles nicht wusste, aber Steven hatte es augenblicklich bemerkt. Da er mit Mädchen zwar nicht unerfahren, aber doch eher vorsichtig war, staunte das Mädchen nicht schlecht, als Steven sechs Wochen nach Ankunft in Westhampton Beach von einem Tag auf den anderen verschwunden war.

Nein, sein Boss wusste auch nicht mehr, als dass er sich freundlich verabschiedet und gesagt hatte, er wolle mal sehn, Amerika sei groß.

Hans hatte den Yukata in einer Bar geschenkt bekommen. Ein LKW-Fahrer hatte ihn auf einem Parkplatz südöstlich von Tokio, der wahrscheinlich noch in Tokio war oder vielleicht schon in Yokohama, aufgelesen und mitgenommen.

Da Hans kein Japanisch sprach und sowieso überwältigt war von diesem fernen Land, das seiner Vorstellung von Asien sowohl entsprach als auch diametral zuwider lief, und der LKW-Fahrer kein Englisch, geschweige denn Deutsch konnte, aber dennoch verstanden hatte, dass Hans Deutscher sei, was den Japaner, der Hiro oder Hino oder so ähnlich hieß, offensichtlich entzückte, hatte man sich irgendwie geeinigt, und so kam es, dass Hans sich spätabends in der Bar *Snack Pepe* in Kobe wiederfand, wo fünf schwarzhaarige junge Frauen ihn kichernd umringten.

Es hätte nur gefehlt, sie hätten ihn angefasst, was ihn aber auch nicht gewundert hätte. Sie kicherten und hatten große Freude an ihrem Fang, jedenfalls kam Hans sich vor wie gefangen und ausgestellt, aber er war sich auch ziemlich sicher, dass dies alles nur zu seinen Ehren geschah und ihm niemand Böses wollte, ganz gleich, wie da gekichert, geknufft und geschaut wurde.

Sogar in sein Tagebuch wollten sie etwas schreiben und er ließ es zu. Sie hinterließen dort Zeichen, die Hans nie entziffern konnte, selbst fünfzehn Jahre

später nicht, als ein japanischer Dirigent sein Nachbar war und seine Kinder schon recht groß, aber noch lange vor der Katastrophe.

Der japanische Dirigent hatte sich geweigert, zu übersetzen, was er da las, woraus Hans schloss, dass es sich wohl um liebevolle Obzönitäten handeln müsse, vielleicht aber auch einfach nur um dummes Zeug, wer weiß.

Hans, der unter anderem unterwegs war, um so viel Geschlechtsverkehr wie nur möglich auszuüben, hatte mit diesen Mädchen ein grundlegendes Problem: Er hatte keine Ahnung von ihren kulturellen Traditionen.

Was würde zum Beispiel geschehen, wenn es ihm gelänge, die Hübscheste (was gar nicht leicht rauszukriegen war, denn als blonder Mitteleuropäer fand er die fünf Mädchen in der Bar alle hübsch und konnte sie kaum auseinanderhalten) für sich zu gewinnen, noch am gleichen Abend zu vögeln, um morgen weiter zu reisen.

Da er das nicht wusste und nicht Gefahr laufen wollte, von vielleicht doch existierenden Samurai mit einem Schwert in Stücke gehauen zu werden, unterließ er jeden Versuch, einer der fünf näher zu kommen, obwohl er seinen Arsch drauf verwettet hätte, es mit jeder machen zu können.

Als die Nacht sich im Morgen verlor und die Musikbox schon so viele populäre Lieder herausgeschrien hatte, dass die Mädchen, die sie wechselweise in einem ihm völlig unverständlichen Englisch mitgesungen hatten (Karaoke war noch nicht erfunden), schon heiser wurden, kam es, dass plötzlich

Stille eintrat, alle ganz feierlich wurden und ihm ein Geschenk überreichten.

Den Yukata.

„Gruezi!“ sagte Paul.

Hans schaute den Schweizer an, wie man einen Schweizer nur anschauen kann. Schweizer sind Eigenbrötler, Schweizer sind komische Käuze, was man schon daran erkennt, dass sie ihre Nationalflagge überall herumzeigen.

„Tach“, sagte Hans, die westfälische Erwiderung für den Schweizergruß, setzte sich, legte die Hand über die Augen, und begann sich über diesen kleinen, etwas verkniffen dreinblickenden Schweizer zu freuen, der neben seinem Rucksack hockte, als wäre er das Matterhorn persönlich, denn in den vergangenen sechs Wochen hatte er nur ein einziges Mal Deutsch sprechen können, das heißt, stimmt nicht: zweimal.

Einmal, als er in Kyoto, ausgehungert nach Essbarem, das nichts mit schwarzem Tang, rohem Ei und glibberigen Nudeln zu tun hatte, im Burger King einen Deutschen traf, der so deutsch aussah, wie ein Deutscher nur eben aussehen konnte.

Das zweite Mal auf einer US-Air-Base in der Nähe von Tokio. Ken, ein GI, der in Vietnam Dienst tat und auf Leave war, also Urlaub machte, hatte ihn beim Trampen aufgelesen und (nicht ganz legal) mit auf den Stützpunkt genommen.

Und dort, noch am gleichen Abend in einer Bar, in der alle anwesenden GIs stoned wie die Nachteulen waren, weil Typen wie Ken Marihuana in Seesäcken unbehelligt ins Land schaffen konnten, dort

fragte ihn ein höherer Dienstgrad, ein Arzt, der in Vietnam schon zu viel gesehen hatte, ob er den Führer machen könne, schließlich sei er doch Deutscher.

Hans war zusammengezuckt. Erstens war der Führer Österreicher, zweitens sprach er nicht gern über diesen krakeelenden Wahnsinnigen. Führerwitze waren Hans nicht geheuer, und falls Hans ein Problem hatte, hatte es mit dem Führer zu tun, wahrscheinlich war das Hans' größtes Problem, der GAU eines jeden jungen Deutschen seines Alters damals, aber bitte, sie versprachen ihn hochleben zu lassen und ihm einen auszugeben, und da erinnerte er sich an seinen Vater, der den Führer beängstigend gut imitieren konnte.

So kam es, dass Hans an jenem Abend vor johlenen GIs auf einer Air-Base bei Tokio dem deutschen Volk Marmelade und der Ostfront besseres Wetter versprach, was alle Anwesenden großartig fanden und weshalb Hans sich auch kaum noch an den Rest des Abend erinnern kann.

Wahrscheinlich fragte Hans den Schweizer, wo er herkäme, was, wenn man an das Schweizerkreuz denkt, eine der blödesten Fragen ist, die man stellen kann, aber Hans meinte das gar nicht so und Paul verstand es sofort.

Er erfasste gleich, dass hier jemand von weit her kam und womöglich noch viel weiter fort wollte, und das wollte er auch.

Da auch er ein Alleinreisender war, wusste er, dass man nicht zögern durfte, wenn man einen anderen Alleinreisenden traf und das Gefühl hatte, der

könne ein Partner für die nächsten paar tausend Kilometer oder nur bis zur nächsten Stadt sein, und das Gefühl hatte er.

Also erzählte er von seiner Tante in San Francisco und seinem Dorf, er erzählte von seinem Beruf, er erzählte von seinen Plänen und plötzlich klickte es. Hans' Pläne und seine passten wie eine Blaupause auf die nächste. Nur in den nächsten vierzehn Tagen würde daraus nichts werden, denn Paul wollte noch nach Kauai, eine Nachbarinsel, während Hans in einer Woche weiter nach San Francisco flog, um von dort nach Stinson Beach zu trampen, wo eine Lesbe auf ihn wartete.

Jedenfalls glaubte Anne, sie wäre eine, und in diesen Dörfern entlang der Pazifik-Küste nördlich von San Francisco gab es viele Lesben, die keine waren und doch Stein und Bein darauf schworen, sie wären welche.

Hans hatte vorübergehend geglaubt, er wäre derjenige, der Anne das Gegenteil beweisen könne, was in den letzten Tagen vor seiner Abreise nach Japan zu einigen bösen Szenen geführt hatte, über die hier nicht näher gesprochen werden soll.

„Anfang September in Stinson Beach?“ schlug Hans vor.

Paul nickte.

So hatten beide schon nach kurzem Gespräch ihre nächste Zukunft in die Waagschale geworfen, um gemeinsam zu reisen. Wäre Paul ein Amerikaner oder ein Kölner gewesen, man hätte sein Versprechen genauso gut in einer Pfeife rauchen können, aber da er Schweizer war und Hans Westfale, kann

man sicher sein, dass die beiden sich treffen. Da müssten schon Flugzeuge in den Pazifik stürzen, um das zu verhindern.